

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

20. Abschnitt. Mit fünfzig Jahren ist der Berg erstiegen

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## Mit fünfzig Jahren ist der Berg erstiegen

Ein bekanntes Gedicht von Rückert setzt die Ersteigung des Lebensberges gar schon in das vierzigste Jahr; wie mir scheinen will, allzufrühe. Das Wort des Volksmundes „Fünfzig Jahre, Stillestand“ dünkt mir richtiger. Erst wenn die Höhe voll erklommen ist, wendet man sich zum Rückblick auf die durchmessene Strecke, auf die dahinterliegende, sich unabsehbar dehnende Ebene. Erst mit etwa fünfzig Jahren fühlt man ein leises, fast noch unmerkliches Nachlassen der Wanderkraft, der Muskelspannung. Ein heilwissenschaftliches Buch behauptet sogar: vom fünfzigsten Jahr an sterbe man unablässig!

An der Schwelle des Schwabenalters erst brach ich den eingeseifchten Junggesellentrog, for ein Weib, das mir durch tatkräftigen Sinn und künstlerisches Verständnis zur Leuchte meines Weges geworden ist, ein Weib, von dem der alte Weiberfeind Hansjakob behauptete: „Ihr' Frau hat mir gut g'falle; sie isch gar net affektiert, wie die meischte Weiber von heutzutag'." Da erst, zu so vorgerückter Zeit, genoss ich Freuden und auch Leiden der Vaterschaft.

In meinen vierziger Jahren schuf ich meine gereiftesten Dichtungen. An meinem fünfzigsten Geburtstage kamen mir aus weiten Kreisen Deutschlands Bezeigungen einer mich innig erfreuenden und zu Danke stimmenden Wertschätzung und Anerkennung zu. Auch auf mich passen die schönen Verse Richard Wagners aus den „Meister-singern“:

„Kam Sommer, Herbst und Winterszeit,  
 Viel Not und Sorg' im Leben,  
 Manch ehlich Gluck daneben;  
 Kindtauf', Geschäfte, Zwist und Streit:  
 Denen's dann noch will gelingen,  
 Ein schönes Lied zu singen,  
 Seht, Meister nennt man die.“ —



Jeder kann mit Walther von der Vogelweide rufen: Ist mir ein Leben getroumt oder ist es wahr? Denn traumhaft, flugschnell schwindet das Leben. Kaum hat man in jungen Jahren die Nase darüber ärgerlich gerümpft, immerfort als „junger Dichter“ in öffentlichen Blättern eine Figur machen zu müssen, so wird man im Handumdrehen schon als „Altmeister“ verjollt und hätte nichts dagegen, noch als „jung“ zu gelten!

Und welche Wandlungen hat die Welt rings um einen und man selber in ihr während bald sechs Jahrzehnten durchgemacht! In meiner Knabenzeit standen noch vor dem ehemaligen Durlacher Tore meiner Vaterstadt die berühmtesten „Hauderer“, auch verächtlichmachenderweise „Blamagen“ vom Volke benannt: kleine, armselige, hartstüchtige Einspänner mit einer geripptdürren Schindmähre bespannt. Gewöhnlich wartete man, bis sich eine Gesellschaft von vier einander wildfremden Leuten zusammengefunden hatte, damit das Fahrgeld sich für die Person auf wenige Kreuzer minderte. Und so kutschte man, jämmerlichen Kleppertrabes, durch den schnurgeraden Pappelbaumweg in die Landschaft hinein.

Scheffel behauptet in seinem „Letzten Postillion“: in fünfhundert Jahren wisse der Gelehrteste nicht, was ein „Hauderer“ gewesen sei; er hätte sich nicht träumen lassen, daß nach einem halben Jahrhundert diese Fahrzeuge bereits einem vorweltrestlichen Altertum angehörten, von deren Vorhandengewesenheit die moderne Jugend schon jetzt keine Ahnung mehr hat. Denn nunmehr ist das Zeitalter der Luftschiffe heraufgezogen. In blanker Hoheit, wie riesige, silberne Wale, durchschwimmen sie das Äthermeer — wohl ohne der Menschheit ein größeres Glück beschert zu haben — und wer weiß, zu welcher unerhörten Möglichkeiten sie diese noch geleiten werden?

In meiner Kinderzeit sahen wir abends um das Talglicht, das mit der Lichtschere oder volkstümlicher, der „Lichtpuze“ geschneuzt wurde, wobei große Vorsicht beim Lichtpuzen anempfohlen ward. Heute glüht das elektrische Licht und die ganze Welt schwimmt in einem blendenden Lichtmeer. Aber von Kurzsichtigkeit hat man einst weniger gehört. Meine Großmutter, die viele Jahre lang als Braut ihre Aussteuer sich selber spann und nähte, tat dies bei Unschlittkerzenschein und behielt trotzdem ihre scharfen Augen bis ins 83. Lebensjahr. Heute sind Brillen schon bei Schulkindern etwas ganz gewöhnliches!

Auch das deutsche Selbstbewußtsein hat sich glücklicherweise bedeutend in dieser Zeit gekräftigt, wenn auch hierin noch manches zu wünschen



übrig bleibt. Die Überschätzung des Franzosentums, wohl ein letzter Nachglanz des achtzehnten Jahrhunderts oder der in Süddeutschland besonders tief einschneidenden Rheinbundzeit, war allgemein. Was nicht aus Paris, womöglich von einer dortigen Weltausstellung, eingeführt war, hatte keine rechte Geltung.

In bürgerlichen Kreisen redeten die Frauen sich allgemein mit „Madame“ an. Die „Madame Schmidt“, die „Madame Bernikau“, sowie zahllose sonstige Madamen sind mir lebhaft in Erinnerung. Die Französelei nahm solchen Umfang an, daß ein Bekannter meines Vaters sich beschwerend darüber aufhielt, in Baden-Baden von den Kellnern unaufmerksam bedient worden zu sein, weil er nicht Französisch „parliert“ habe. So weit vergaß sich die deutsche Würdelosigkeit. Kein Wunder, daß die volksstolzen Franzosen die Deutschen verachteten.

Und welche Fortschritte haben die Städte seit meiner Jugend in gesundheitbesorgter Hinsicht gemacht! Damals standen in jedem Hofe, wenn möglich nächst der Dunggrube, die Pumpbrunnen mit ihren wunderlichen, unschönen Schwengeln. Nicht selten drang die Jauche der Gruben in die Brunnen und ward zur Seuchenbringerin. Sicherlich war dies eine Hauptursache der größeren Sterblichkeit bei unsern Vorfahren. Heute führen musterhafte Wasserleitungen allenthalben den Städten frisches, kristallenes Raß zu. Fast überall kann man, selbst an Orten wie Neapel, wo sonst ein Schluck Wassers todbringend sein konnte, beruhigt und herzlich seinen Durst zu löschen wagen. Bis in die höchsten Stockwerke rieselt die köstliche Flüssigkeit und erspart Hausfrauen und Hausangestellten den einst so beschwerlichen Weg zum Brunnentroge. Freilich ist mit der Abnahme der Mühe die Fülle, die Begehrlichkeit der Ansprüche gestiegen. Die unter der Last der Kupferkübel, die sie auf wollestem Stirnbause trugen, bis in die obersten Häuserstöcke wie unter einem Joche keuchenden Köchinnen waren um ein gut Teil bescheidener, anspruchloser und demütiger; sie wußten es halt nicht anders und hatten ihren Trost in dem allgemeinen, von ihren Dienstgenossinnen mit demselben Gleichmut ertragenen Uebelstande.

Mit dem Wasser wär' es soweit in Ordnung; aber mit der Luft! Unser deutsches Volk ist sicherlich noch immer das luftfeindlichste der Kulturwelt; es verwechselt Luft mit Zugluft. Hier müßten Ärzte wie Priester, die Sorger des Leibes und der Seele, fördernd eingreifen.

Von der Luftfeindlichkeit der Deutschen bekommt man in sonntäglichen Wirtshäusern und vor allem in Eisenbahnwagen die haarsträubend deuts



lichsten Begriffe. Je tabakgeschwängelter, je stintig:erhitzter der Luftkreis, desto trauer fühlt sich unser Volk darin. Wer das kleinste Streifchen frischer Luft nur durch handbreit geöffnertes Fenster einlassen will, wird als Todfeind der menschlichen Gesellschaft giftig angesehen. Die stämmigsten Kerle, die draußen auf dem Felde kein Sturmwind umrisse, geraten in nervenbebendes Erregtsein und wimmern: „Es zugt, es zugt“ (Sprich: zucht!) — wie man in Norddeutschland vielfach für „es zieht“ sagt —, wenn man sie vor dem Erstickungstode zu bewahren sucht. Hier sind noch deutsche Gesundheitsgebiete zu erobern, denn wo Luft und Sonne nicht hins gelangen, nisten Seuchen sich ein.

Ewig schade, daß das Christentum nur für die Seelen und so gar nicht für den Körper besorgt war. Vielleicht hat der erhabene Stifter des christlichen Glaubens als Morgenländer es für selbstverständlich gehalten, daß man dem Leibe reinliche Pflege angedeihen lasse; hat er doch allenthalben nach staubigem Marsche beim Eintritt ins Haus seine Füße gewaschen und nach den bestecklosen Mahlzeiten sorgfältig die Hände gereinigt. Aber ein kurzes Wort über Körperpflege aus solchem Munde hätte die ganze Welt seit bald zwei Jahrtausenden mit Bädern und Brunnen gefüllt. Schade! Wie wohltuend berührt es in morgenländischen Gegenden, daß die Gläubigen nach des Propheten Vorschrift nur gereinigten Leibes das Haus ihres Gottes betreten dürfen. Sehr viel könnten wir da noch lernen und annehmen!

Wie alles, so hat sich auch die Art der Verehrung der Menschen für einander beträchtlich verändert. Solche Auswüchse, wie sie ehemals üblich waren, wirken jetzt lächerlich. Kaum liest oder hört man jemals mehr, daß einer berühmten Sängerin die Pferde ausgespannt worden seien, daß sich überschwengliche Jünglinge oder übergeschnappte Jungfräulein zu Säulen und Padeselinnen einer „Diva“ oder eines Divus erniedrigt haben. Die Zeiten sind ernster, in manchem vielleicht echter, wirklichkeitsbewusster geworden.

Meine Großmutter erzählte mir zuweilen, sie habe lange Zeit als junges Mädchen Splitter vom Blutgerüste Sands, des Mörders Kogebues, und ein Taschentuch andächtig aufbewahrt, das in das herabträufelnde Blut jenes irregeleiteten Schwärmers für falschverstandene deutsche Freiheit getaucht gewesen sei. Man denke sich eine deutsche Jungfrau von heute mit derlei schauerhaften, wahngeheiligten Gedenkstücken!

Als dereinst auf der Karlsruher Hofbühne der Tenorist Sontheim auftrat, schnitten sich die schwärmerisch verzückten Mädchen seinen Namen



aus dem Theaterzettel und verzehrten das Papierfegchen auf dem Butterbrote; ja, sie überließen seinen Schneider, für teures Geld die Fildreste seiner neuesten Weste zu erstehen, um wenigstens diesen Bestandteil des vergötterten Gesangskünstlers ihr eigen zu nennen und die Zeugstückchen in Bildkapseln um den Hals tragen zu können. Das ist kein Spaß, keine Sage. Eine nahe Verwandte meiner Mutter gestand mir später all diese Jugendschwärmerien lachend ein; auch daß sie sich einmal einige Zeit nicht an der Stirne gewaschen habe, um den Weibfuß nicht abzuschauern, den ihr, als einer Ehrenjungfrau, lißt bei einer feierlichen Begrüßung gespendet hatte. Wie nüchtern sind wir dagegen geworden! . . .

Noch besteht in Deutschland die nahezu ausschließliche Schätzung des amtlich Geeichten, behördlich Gestempelten. Ein „freier Schriftsteller“ zählt nicht als „voll“; er ist bloß Halbmann, eine Art Kentaur. Der „poeta“ hat wohl in Italien, der „poète“ in Frankreich als Beruf Gültigkeit, aber der „Dichter“ zieht nicht in dem vielgepriesenen „Lande der Denker und Dichter“. Dies ist ein wahrer Hohn. Bei einer Hochzeit erfuhr eine Dame, ich sei „Dichter“; da fragte sie bezeichnender, deutschfolgerichtigerweise: „Ja, was ist er denn sonst noch? Davon lebt man doch nicht.“ Erst Paul Heyse hatte den Mut, im Münchener Adreßbuche sich ohne Scheu selbst „Dichter“ zu heißen.

Maler und Bildhauer dürfen sich seelenberuhigt nach ihrer geistigen Beschäftigung nennen, nur die Dichter nicht. Die Berufsgenossen Raffaels wurden durch die nachdrängende Flut der Lächer und Ausreißer allerdings in die Zwangslage versetzt, sich den etwas ungebildet klingenden Titel „Kunstmaler“ beilegen zu müssen. Die Bildhauer sollten sich zum Unterschiede von den Verfertigern der Grabsteine, die gleichfalls den Bildhauertitel an sich gerissen haben, wiewohl sie eigentlich nur Steinhauer — nicht Steinklopfer — sind, „Kunstabildhauer“ betiteln.

Vor dem herrlichen Rangnamen „Kunstdichter“ sind die deutschen Verfkünstler aller Wahrscheinlichkeit nach für immer gefeit. Als der humanistischen Nachklänge entsprossene „homo litteratus“ dem Volksbewußtsein noch näher stand, galt der „Litterat“ als Ehrennamen. Jetzt ist diese Bezeichnung stark in Geringschätzung geraten: man stellt sich unwillkürlich ein verwahrlostes Steifbettlerwesen mit schmiereriger Halsbinde, fettigem Rocktragen und unsaubern Nägeln darunter vor. Schon vor Jahrzehnten machte der selige Viktor Scheffel dem Herausgeber des Karlsruher Adreßbuches, der unglücklicherweise den Eckhardtdichter als „Litterat“ im Mitbürgerverzeichnis aufgeführt hatte, einen ziemlich grob-



schlächtingen Auftritt in dessen Buchhandlung . . . Da sich heute so ziemlich jeder, der in der Volksschule schreiben gelernt hat, „Schriftsteller“ zu nennen beliebt, so ist vielleicht die Zeit nicht fern, da auch diese Bezeichnung gleich dem „Literaten“ in die Kumpelkammer geworfen wird. Nur das edlere, schwer ersetzbare deutsche Wort verbürgt ihm längere Lebensdauer.

Maler, Bildhauer, Musiker streben nicht mit Unrecht — wenigstens solange in Deutschland das Titelwesen blüht — nach der Auszeichnung des Professorentitels. Dann sind sie doch behördlich geeicht und gestempelt; dann sind sie erst in den Augen der Masse „was rechtes“. Das Professorentum hat ungeheure Geltung in deutschen Landen; ein Professorenwort grenzt an die Unfehlbarkeit. Manchen Künstler bei uns hätte keine Kage beachtet, hätte sich nicht ein „Professor“ für ihn ins Zeug geworfen. Darum muß man, wenn man das Unglück hat, künstlerisch irgendwie begabt zu sein, brünstig beten, daß man einen „Professor“ finde, der einen „entdeckt“! Ich persönlich hegte solche Abneigung gegen die Professorenwürde, daß ich sie einmal dankend ablehnte, um nicht stündlich an die Schulpeinigungen meiner Jugend erinnert zu werden; es wäre mir bei jeder Anrede sonst ein Stich durchs Herz gegangen.

Vorhin behauptete ich, auch die Leiden der Vaterschaft gekostet zu haben. Die Schulzeit meiner einzigen Tochter, die leider ebensowenig ein Durchschnittsschulkopf wie ihr bedauernswürdiger Vater war, fiel betrüblicherweise in die Zeit, da die Mädchengymnasien aufkamen. Ich dachte mir: einem Mädchen seien alle die Trübsale erspart, die zahlreichen deutschen Knaben die schönsten Tage des Daseins zu vergällen pflegen. Aber da hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Mädchenschulen begannen ein törichtes Wettrennen, um einander zu überflügeln: jede war vom Ehrgeiz besessen, möglichst „wissenschaftlich“ hochgeschraubten Menschenstoff in den alleinseligmachenden Himmel des Mädchengymnasiums liefern zu können. Darunter mußten die einzelnen Geschöpfe schwer leiden.

Kein vernünftig Denkender wird einem hochbegabten Mädchen wehren wollen, die selbe Bildungshöhe — falls das Wollpfropfen mit Wissenschaft die wahre Bildung bedeuten sollte — zu erklimmen wie irgend ein männliches Wesen. Nur darf man nicht glauben, es mangle wohl einem männlichen oder weiblichen Geschöpf am Verstande, wenn es zur gelehrten Arbeit nicht taugt. Leider ist aber die Vielwisserei zur Göttin der Deutschen auf den Schild erhoben worden.



Alle Schulkämpfe meiner Frühzeit erlebte ich an meinem Kind in neuer Auflage, bloß ins Mädchenhafte übertragen, und ich begriff, daß die Torheit in Deutschland schwerlich jemals aufhören werde. Schul-erneuerungen sind hier so schwer durchführbar, weil das Wort des „Professors“ unfehlbare Geltung besitzt und der naturvernünftigen Stimme der Eltern nicht genug Gehör geschenkt wird.

Noch einmal in meinen vorgerückten Jahren zog der alte, längst abgetan geglaubte Schulhaß herauf. Meine beiden Brüder und ich hatten durch Schulmißerfolge meinem Vater so vielen Kummer bereitet, daß er mir am Abend seines Lebens allen Ernstes versichert hat: er würde sich, hätte er seine Vergangenheit nochmals zu durchmessen, nicht wieder verheiraten, nur um mit Schulen nichts mehr zu schaffen zu haben! Ja, der eigene Vater hat mich, so seltsam dies klingt, aus diesem Grunde zuweilen vor dem Heiraten gewarnt!

Ich habe ziemlich ungern Latein, aber mit Bonne Griechisch getrieben, bin heute durch langes Entwöhntsein beider Sprachen nur noch sehr mangelhaft mächtig, lese jedoch fast täglich etwas „Antikes“ in einer guten Übertragung. Ich finde, der Geist sei die Hauptsache und der werde in einer trefflichen Übersetzung ebensogut vermittelt wie in der Ursprache. Oft schon mußte ich an Schiller, an Goethe gemahnen, gewiß die Hauptträger klassischer Überlieferung, die bekanntlich die alten Sprachen nur unvollkommen beherrschten, ja das wesentliche davon bloß aus mangelhaften und gar noch aus französischen Übertragungen sich zu Gemüte zu führen vermochten.

Als ich mit meinen ersten Dichtungen in der Öffentlichkeit auftrat — im November 1879 — galt die Schönheitspflege eines Platen noch als das höchste. Emanuel Geibel saß zu Lübeck auf seinem lyrischen Throne; seine Formenscönheit und Reimreinheit wurden als sprichwörtliche, kaum erreichbare Vorbilder gepriesen. Später, durch den Naturalismus, wurde die Welt umgefüllt. Die Form ward gewaltsam vernachlässigt und schlampig. Platen wurde belächelt, Emanuel Geibel von Kunststrichenden Kotsperlingen mit Mist beworfen. Die Verfasser moderner Werke setzten vielfach ungenießbare, unverständliche Schwülstigkeiten in die Welt, die eher der Feder eines Lohenstein entquollen schienen. Das Übermenschen-tum kam; es sei jederzeit willkommen, wenn seine Vertreter nur übermenschliches leisten wollten.

Früher wurde man um eines unreinen Reimes willen von den Kunst-richtern gescholten; später hieß mich einer mit tadelnd spöttischem Beize-



schmack einen „Bildungsrichter mit tofsicherer Formvollendung“. Die Geschmacksrichter richten, indem sie vom hohen Rosse herab andere begutachten wollen, durch ihre Ausführungen sich selber am allerdurchsichtigsten; man lernt weit mehr ihren eigenen Bildungsstand durchschauen, als daß man für sich selber große Lehren daraus saugen könnte.

Alle Welt will „gebildet“ sein; für ungebildet zu gelten, gilt als der größte Schimpf; da will kein Straßengelehrter zurückbleiben; und doch haftet dem Worte „Bildung“ ein gewisses Spießbürgergeschmack an.

Ich darf mir ohne Selbstüberhebung das Zeugnis erteilen, daß ich stets an mir zu „bilden“ bestrebt war. Eine Höhe wahrhafter Bildung erstrebt man nur durch unermüdeliches Schaffen an sich selber, durch Einatmen einer gesunden, reinen Bildungsluft. Dies mag in annähernd vollkommenem Maße vielleicht nur dem möglich sein, der ganz Herr seiner Zeit ist, den keine beruflichen Pflichten und tagtäglichen, stündlichen Abhaltungen unablässig aufschlucken.

Als das größte Glück meines Lebens habe ich es mit stetem, stillem Danke zu würdigen gewußt, daß ich durch äußere, günstige Umstände, bei bescheidener Lebensführung und ohne große Sprünge zu machen, in der Lage war, mir die Unabhängigkeit zu wahren, niemals vor gestrengen Vorgesetzten mich beugen oder demütigen Untergebenen selbst ein gestrenger Oberer sein zu müssen. Der Unabhängigkeitsdrang ist allezeit die größte Leidenschaft in mir gewesen, ist sogar mit den Jahren stets gewachsen, und mein Grundsatz blieb allezeit: lieber nur Wasser trinken und ein Stück Schwarzbrot essen, aber völlig Herr über seine eigenen Entschlüsse sein!

Ich kannte jedoch einen Rechtsgelehrten, der neben seiner Berufsarbeit noch die Zeit fand oder sie sich nahm, alle Morgen etliche Verse, etwa einen Bierseiler, sich auswendig einzuprägen, weil er, sicherlich mit Recht, behauptete: nichts stärke so das Gedächtnis. Er kannte fast alle Gedichte Goethes, namentlich die in freien Versmaßen, sowie den halben Dante auswendig und versicherte: man verstehe überhaupt nur, was man dergestalt in seinem Besitze habe. Man sieht: auch ein Berufsmensch kann, wenn ihn Geist, Willen und Triebkraft beseelen, an sich modeln und schaffen und es zu menschlicher Vollendung bringen. Der Erfolg gab dem seltenen Mann recht; er brachte sein Leben in staunenswerter Gedächtnisfrische bis über neunzig Jahre.



Einem anderen Rechtsbestiffenen, der stark in Politik machte, empfahl ich auf seine Klagen über zunehmende Gedächtnisschwäche die Anweisung, die ich von jenem, soeben erwähnten, beneidenswerten Vorbilde gelernt hatte; dieser aber, bei dem ich schon ankam, meinte spöttisch überlegenen Lächelns: „Ja, dazu habe ich keine Zeit!“ Für jede politische Wichtigkeit, die nicht über den Tag hinaus Gültigkeitswert besaß, hatte er natürlich immer Zeit in Fülle.

Viel zuviel Zeit wird an das Zeitungslesen verschwendet. Mit welcher Lastladung beschwert die Welt sich tagtäglich den Magen! Liest man andern Tages die zahllosen Wichtigstellungen und Segenbehauptungen und zählt schließlich die Summe des Gelesenen zusammen, kann man sich beschämt eingestehen, daß man die Hälfte seines Lesedaseins in die Luft gepufft hat. Die armen Schriftleiter sind zu beklagen; sie geben sich anerkennenswerte, unmenschliche Mühe, jeden Tag ihren Blättern das furchtbare Füllsel zu beschaffen, damit die unerfättlichen Masfbürger zum Frühstück und Nachtmahl das Futter in die gewohnten Rausen geschüttet bekommen.

Der Hauptfehler der Zeitungen ist: daß sie auch Gerüchte drucken. Man denke sich: „Gerüchte!“ Man sollte stets mit Drucken und Lesen acht Tage lang warten, bis alles sich geklärt hat. Jeder schwärzt irgend einen aus der Luft gegriffenen Unsinn nach; je törichter, unglaubhafter und mißduftender ein solches Gespenst ist, um so begieriger wird es weitergetratscht, um so lieber geglaubt.

Eine Quelle des Ergößens war mir zuweilen, daß die Zeitungen jeweils täglich im selben Umfang erscheinen; es muß eigentlich alle Tage genau die nämliche Masse der Ereignisse vorkommen, sonst müßten doch natürlich auch einmal etliche ganze oder halbe Seiten leer bleiben. Mir genügte das einmalige Erscheinen einer Zeitung im Tag, oder noch besser ein zweimaliges in der Woche. Die geschichtlich bewegtesten Zeiten der Vergangenheit schrumpfen in Geschichtswerken auf wenige Seiten oder gar Zeilen zusammen — eine Lehre für den, der zu schauen imstande ist, wie gar weltwichtig die uns so tiefbewegenden, nervenüberreizt machenden Ereignisse in Wirklichkeit sind! —

Eine Welt, in der im Grunde nur das, was nützt, Geltung und Hochachtung genießt, kann sich nicht mehr ernsthaft in die Schönheitwelt von Dichtungen versenken. Darum vertiefen sich die modernen Menschen lieber in die Schriften über Dichter und Schriftsteller, als daß sie sich mit den langweilig gewordenen Versen selber befaßten. Nur wenige



wissen noch den erworbenen Besitz zu genießen und den Weg zur Schönheit zu finden. Für die meisten sind höchstens noch Romane mit möglichst vertrackten „Problemen“ reizvoll und fesselnd.

Der „Modernität“ fehlen Erhabenheit und Schönheit. Ihr gilt die Wirklichkeit als oberstes Gesetz. Sie hat von ihrem Standpunkt aus völlig recht; sie hat alles Hellenentum abgestreift; sie will nicht einfach, nicht schlicht sein. „Kompliziertheit“ und „Differenziertheit“ sind die Losungsworte, die sie auf ihre Fahne geschrieben hat. Aber das Komplizierte ist im Grunde doch unwahr, unecht, undichterisch. Man sehe wahrhaft große Menschen an: einen Goethe, einen Luther, einen Bismarck! Sie sind klare, einfache, darum große Naturen.

Die Niesen, die Götter sind gegangen. Oft glaubt man es wie das Krachen eines vom Erdbeben erschütterten Hauses zu hören. Dem „Dilettantismus“ ist auf allen Gebieten Tür und Tor geöffnet. Jeder Anfänger, der zum ersten Male den Mund aufstut, wird bereits als „Meister“ ausgerufen; für klavierspielende Kinder werden in den Blättern Ausdrücke verschwendet, wie man sie vorzeiten etwa für einen Liszt, eine Jenny Lind übrig hatte. Und so ist es auf allen Gebieten. Einzelne werfen sich zu Geschmackspäpsten auf, sie wissen ja: die Welt ist dumm genug, alles für bare Münze zu nehmen.

Jugend und Alter! welche Gegenachsen! Wie in körperlichen, wandelt sich auch in geistigen Beziehungen unendlich viel. Man wird ein anderes Wesen. Als Jüngling erschien mir Rückerts lehrhaft angehauchte Dichtung unsagbar langweilig — heute sind mir die weisheitvollen Dichtungen jenes großen Sprachmeisters feinschmeckerische Genüsse, wahre Seelenlabfale. Aber auch umgekehrt. In halbreifer Jugend wäre ich stundenweit barfuß durch Dornen und Disteln gelaufen, um etwa Wagners Nibelungenring zu hören — heute brächten mich keine zehn Säule zu dieser, wenigstens mir die Ohren zerquälenden, fünfstündigen Musikdrangsal.

Jeder genieße das Leben auf seine Weise! wenn er es nur genießt und es ihm Glück bereitet! An manchem geht man in der Jugend achtlos vorüber, woran man im Alter sinnend und bewundernd stehen bleibt. Das ist gerade das schöne Vorrecht des Alters, eine vertieftere Aufnahme-fähigkeit zu bekommen, wenn man auch alles mit größerer Vorsicht, schlürfenderer Bedächtigkeit, behutsamerer Angßlichkeit zu genießen wagt als in jungen Jahren — daher dünkt mir das Alter schöner als die Jugend und ich stimme nicht mit meinem alten Freunde Hansjakob



überein, der entschwendener Jugend bewegliche Klagen nachseufzt und dem Greisenalter ein unmännliches Gejammer entgegenwimmert. Brechen nach unabänderlichem Schlusse der Natur die letzten Tage mit Krankheit und Zerfall herein, so kann man freilich nur flehen, daß es das Schicksal wohlmeinend schnell zum Ende führe und einem die sanfte Binde fliehenden Bewußtseins huldvoll um die Schläfe schlinge! . . .

In schroffem Gegensatz zu den meisten meiner deutschen Zeitgenossen hat stets ein leidenschaftlicher Schönheitdurst mich beseelt, unbeeinflusst von zeitlichen Moden und Strömungen, die niemals Einfluß auf mich ausübten. Schöne Gestalten, edle Gesichter hatten von vornherein meine Neigung für sich, konnten mich ungerecht gegen die Erscheinungen des Gegenteils machen: als Knäblein im zarten Alter von sechs Jahren nahm meine Mutter mich in das Museum zu Basel mit. Indes sie mit ihrer Begleiterin sich in ein Bild vertiefte, hatte ich mich loszureißen gewußt, und als die Damen sich umwendeten — welch ein Schauspiel bot sich ihnen dar! In einem der Säle steht die lebensgroße Marmorgestalt der Psyche von Schläth, wie sie mit einem Lämpchen über das Lager des Eros leuchtet. Ich hatte schnell einen Stuhl an die Gestalt gerückt, war hinaufgeklettert, hatte die Beine der Psyche mit meinen Armchen umschlungen und bedeckte mit Küßchen ihre Kniee! Mit einigem Entsetzen gewahrte meine Mutter die verfrühte Frauenverehrung ihres vielversprechenden Söhnleins. Viele Jahre hindurch ward ich damit geneckt; noch im Alter besuche ich gelegentlich gerne das Baseler Museum und stattete meiner ersten Liebe — die längst ein schirmendes Bitter gegen ähnliche Liebestollheiten erhalten hat — einen Anstandsbesuch ab. . . .

Meine Kunstbegeisterung trieb schon in Zeiten der Vorschule des Lyzeums seltsame Blüten. Obgleich ohne jede Begabung zum Zeichnen oder Malen, verfiel ich auf den Gedanken, eine Ausstellung von Bildern zu veranstalten. Ich ging meine etwa zehnjährigen Mitschüler an, mir zu diesem Zwecke farbige oder einfache Zeichnungen zu verfertigen und bekam eine stattliche Sammlung zusammen, die ich in einem Zimmer meines Elternhauses etwas marktschreierisch ausstellte. Von dem Vorhandensein von Kunstsälen oder Kunstvereinen hatte ich noch keine Ahnung, sondern der Gedanke dazu war völlig selbständig in mir erwachsen. . . . Zwei Bildchen meiner kindlichen Sammlung ragten aus der Menge hervor und erregten Aufmerksamkeit und Bewunderung der Betrachter: eine durch weißmantelige Kabylen ins Werk gesetzte, afrikanische Löwenjagd, sowie ein besuchkartengroßes Jagdstück in einem



fernbildlich staunenswert gutgezeichneten deutschen Walde! Man weiß, sagte dem kleinen Schöpfer der beiden Kunstwerkchen eine große Zukunft als Maler. Die Weissagung ist eingetroffen: denn Wilhelm Volz (1855—1901), der knabenhafte Urheber jener Bildchen, ist später ein Meister seiner Kunst geworden. Zahlreiche Kunstsammlungen besitzen Werke von ihm, und seine letzte, große Tat: die Märchenfresken in der Neuen Börse zu München verdienen durch ihre ursprüngliche Erfindungskraft und prächtige Durchführung die ihnen zuteil gewordene, kunstgeschichtliche Bewunderung. Volz war auch ein für Tonkunst hochbegabter Mensch; seine Liederdichtungen sind von dem selben ursprünglichen Geiste wie seine Bilder durchseelt. In seiner Jugend lag er jahrelang elend an Fußverkürzung darnieder: eine von seinem Vater, einem Arzt, erfundene, sinnreiche Vorrichtung streckte sein verkürztes Bein; er schien ein wahrer, auf das Folterstreckbett gespannter Leidensheld. Mit seinem großen Verstand überwand er siegreich die schweren Jahre der Geduldprüfung. Der ausgezeichnete Mensch und Künstler sank leider schon um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts allzufrühe zu München ins Grab.

Nach heutigen Begriffen ist meine Kunstbegeisterung etwas veraltet. Ich liebe noch die schönen Umriss, die edle Farbengebung eines Feuerbach, die Glut eines Böcklin, die knorrige Kraft eines Lenbach. Daß das Häßliche bei uns in germanischen Landen den Preis davongetragen hat, ist nicht verwunderlich. Auf Reisen im Norden ist es auffallend, wie wenigen Menschen mit schönen Gesichtszügen man begegnet und es ist nicht unbedeutend, daß man Maler, die die garstigsten, knolligsten Kartoffelköpfe der Leinwand aufzupinseln beflissen sind, als die „deutschesten“ feiert.

Mehr als Malerei lag mir von jeher die Bildnerkunst am Herzen. Darum war mir auf meinen vielen Wanderungen im Süden die ständige Beobachtung des Volkslebens auf den Straßen dort der höchste Genuß. Dort haben die Menschen natürlich angeborenen Anstand, Großzügigkeit, Anmut bildhafter Bewegung, edel schwebenden Gang. Man spürt die mehrtausendjährige Kultur als unbewusste Wohltat heraus. Diese wonnige Eigenschaft ist durch nichts zu ersetzen und will durch unendliche Zeiten alsgemach erworben werden.

Ich bin durchaus Kulturmensch, und zwar ein ausgesprochen geschichtlich geeicht. Nicht die schönste Landschaft vermag mich auf die Dauer zu fesseln, wofern nicht geschichtliche Bezüge hineinspielen. Nichts



tat ich lieber, als in zerfallenen Tempeln an südlichen Meeren einsam herumzusteigen oder auf Bruchstücken mittelalterlichen Mauerwerkes betrachtend den Blick über mondbeschienene Giebelmächer alddeutscher Städte schweifen zu lassen. Aber einsam muß ich sein; in Gesellschaft sehe und erlebe ich nichts. Ein unscheinbarer Wasserspiegel wie etwa der See von Murten war mir um seiner heldischen Erinnerung halber immer lieber als eine geschichtslose Gletschergruppe, und ergöste sie sich selbst im Scheine der Mitternachtsonne, wie die Hänge des Sulitelma, hinreißender Schönheit voll, ins Meer von Norwegen. Die „historische Landschaft“ in ihrem großartigen Ernste ging und geht mir über alles.

Auf meinen Städtewanderungen boten mir die wechselvollen Auslagen der Kaufläden besonders viel Anregung. Ich bin ein wahrer Ladensfensterschwärmer und hasse nichts mehr auf Reisen als den Sonntag mit geschlossenen Schaufenstern und der dumpfen Farblosigkeit. Viele Städte habe ich abgegrast, indem ich die Straßen auf der einen Seite hinauf, auf der andern herab schlenderte, um kein einziges Ladensfenster mit seinen unzähligen Erzeugnissen menschlichen Gewerbfleißes, menschlicher Erfindungskraft zu übersehen.

Manvoll habe ich landschaftsweise mein deutsches Vaterland, Osterreich, Ungarn, Italien und Frankreich abgeweidet und kam auf solche Weise zu den entlegensten, den Wandersleuten der großen Heerstraße verborgensten Nestern.

Als Hauptzeugnis dafür, wie sehr viel mehr ich Kultur als Naturmensch bin, galt mir in stiller Seele stets, daß mir künstliche Brunnen, Springbrunnen, lieber als natürliche Wasserfälle waren. Mich ergriffen die prachtvolle Aequa Paola, die gestaltenreiche Fontana Trevi zu Rom weit mehr als der berühmte, felsenüberrieselnde Wasserfall von Terni. Ich bin im Laufe meiner Entwicklung eben ganz und gar Kunstmensch geworden, wesentlich durch etwa zwölfmalige Aufenthalte im Süden. Viele Wanderungen im Norden haben bei mir Alterndem den Erfolg gezeitigt, daß der Süden in meinem Herzen den Norden völlig aus dem Felde geschlagen hat. Tagelang allerdings konnte ich am Ufer eines reißenden Bergstromes, etwa der Aare bei Guttannen in der Schweiz, sitzen und nichts tun, als dem Strudelspiel der Wellen zuschauen oder mich in den nie genug geschauten Anblick einer sommerlich blühenden, blumenvollen Wiese versenken.

Wenn ich auch nicht mehr das alte, päpstliche, unverfälschte Rom aus eigenem Augenscheine kannte, so durchstreifte ich diese Stadt doch noch



zu Zeiten, da die Villa Ludovisi noch an der Stelle stand, wo Goethe sie geschaut, da die Villa Albani — das herrlichste Kleinod Roms, die nie und nirgends wieder in gleicher Herrlichkeit vorkommende Vereinigung von Kunst und Natur — noch jedem Besucher ihre Pforte öffnete. . . . Seit ein gefürsteter Geldproß durch seine Millionen diese größte Schauenswürdigkeit andern Sterblichen vorzuenthalten sich herausnimmt, bin ich dem „Anarchismus“ nicht mehr völlig abhold. Hier, nicht bei den Königen, sollten die Umstürzler einsetzen, denn die Könige sind edler und gönnen ihren Völkern mehr Licht und Schönheit. Seit die Villa Albani dem Fremdling die Tore schloß, hatte Rom seinen Reiz für mich verloren.

In schwärmender Jugendzeit schwelgte ich im Gedanken an fürstliche Musenhöfe der Renaissance, der Medici, der Este, der Montefeltro, und wünschte mir ein ähnliches Wiederaufleben an den kleinen Fürstenthümern in Deutschland. Nur die Betätigung von Kunstliebe gab ja modernen Kleinfürsten noch Daseinsberechtigung. Da es aber keine Herrscher großen Stiles mehr gab, so war es vielleicht besser, sie ließen ihre Finger davon. Der einzige wäre vielleicht Karl Alexander von Sachsen-Weimar gewesen, hätten ihn nicht zu enge, kleinliche Verhältnisse daheim umschnürt. Moderne Künstler und Dichter in Frack und „Elaque“ spielten an Höfen sowieso eine etwas geringe Rolle, und wenn sie sich weigerten, in dem nun leider einmal üblichen Gesellschaftanzug auf dem glatten Estrich eines Hofes zu erscheinen, so war dies erst recht kein Zeichen von Größe, sondern stellte sich eher als Ausfluß schlaftröcklicher, unweltmännischer Spieß- und Kleinbürgerlichkeit dar.

Es ist wahr: niemand lehnt sich ungestraft oder doch unbelächelt gegen Sitten und Moden auf, und wären diese noch so dumm und garstig. Von Rechts wegen sollten die Gassenjungen jedem Träger eines Schlothutes, jeder Dame mit paradiebsvogelfederngeschmücktem Prunkhut unter Spottliedern durch die Straße folgen! Aber auch unser trostlos, schwarz in schwarz gekleidetes und behutetes Leichengefolge gemahnt mich stets an die schrecklichen, mit kohlschwarzen Tüchern behangenen, bloß die Augen freilassenden Leichensperde. Unsere Kleidung ist sowieso trauerfarben und trübselig genug. In südlichen Ländern eilt man unbeschadet seiner oder des Abgestorbenen Seele, wie man steht und geht, ohne Trauerverbrämung zu den Leichenzügen.

Ich fühle mich im Grunde nicht als „moderner Mensch“. Ich liebe keine Fernsprecher im Hause, des lästigen Geklingels halber; ich mag



nicht im Kraftwagen fahren, weil er mich zu schnell ans Ziel bringt; ich fahre noch mit Leidenschaft in Bummelzügen und bin stets bekümmert, wenn die Fahrt sich zu Ende neigt; ich gestehe, daß ich am liebsten in alten Postkutschen auf weltfernen Landwegen durch ein graues Stadttor in die Gassen eines anheimelnden, seitab gelegenen Städtleins einfahre. Großen Städten gehe ich nach Möglichkeit aus dem Wege.

Ohne viel Überwindung habe ich es schon fertig gebracht, nach Potsdam an den Sarg Friedrichs des Großen und auf das einsame Schlachtfeld von Fehrbellin zu fahren, ohne das benachbarte Berlin wiederzusehen. Auf Reisen in das französische Hinterland berührte ich nur notgedrungen Paris, von einem Bahnhofe zum andern die Weltstadt im Einspänner durchquerend, um nur rasch wieder den Ausgang zu erreichen. Auf italischen Fahrten suchte ich es einzurichten, wenigstens einige Stunden in Rom zu rasen, um jeweils zwei Lieblingsplätze zu begrüßen: die *Acqua acetosa* und den Monte Testaccio nebst dem benachbarten Friedhof an der *Cestiuspyramide*, wo so viele Freunde von mir ruhen.

Wären alle Leute wie ich, könnte man sämtliche Gasthöfe der Großstädte schließen. Keine Neugier lockt mich, kein Verlangen, das Riesenwachstum jener Millionenherde zu bewundern. Meinen Haß gegen die heulenhaften Anschwellungen mit ihrem Gerassel, Geratter und Wichtiggetue vermag ich nicht zu überwinden.

Die *Acqua acetosa* mit ihrer tiefen, herzergreifenden Campagna-Stimmung hat es mir zu den Zeiten meiner längeren römischen Aufenthalte schon angetan. Doch ich verschwieg dies meinen Bekannten, damit sie ja nicht glauben sollten, ich suche jene Stelle darum so gern auf, weil einst Goethe mit Vorliebe seine Schritte dorthin lenkte. Ich habe mich niemals auf meinen Wanderungen sonderlich gefreut, den Spuren großer Vorwanderer zu begegnen und bin lieber meine eigenen Wege gegangen.

In jungen Jahren ließ ich mir scherzeshalber einmal Schnurr- und Knebelbart wachsen. Ich betrat in dieser Zier einen Buchladen. Der besfreundete Buchhändler rief mir entgegen: „Ganz Scheffel!“ Ich drehte mich auf dem Absatz herum, flog in das nächste Bartschergeschäft und ließ mich ungesäumt des Bartschmuckes berauben, damit ich um Gottes willen nicht den Verdacht erweckte, den Trompeterdichter in seiner Barttracht nachahmen zu wollen. Daß Leute von einigem Geschmacke den schänderhaft aufgestäubten Schnurrbart Wilhelms II. nachäffen mochten, ist wohl nur aus überbordgeworfenem Byzantinertume zu verstehen.



Je älter man wird, um so mehr liebt man Friede und Ruhe, um so mehr wächst — wenigstens bei mir — die Scheu vor der persönlichen Öffentlichkeit. Wie gern trug ich als junger Mann einem größeren Kreise meine Dichtungen vor — heute käme mir solche Schaustellung wie das Besteigen des hohen Seiles durch einen Zirkusgaukler vor. Aber gleich stark in Jugend und Alter ist mir die leidenschaftliche, echt germanische Lust am Wandern geblieben, wenn allerdings auch das Dabeimbleiben immer schöner wird! Ich wünsche sogar, daß selbst meine Asche noch übers Feld wandern oder in einem Flusse schwimmen, nicht aber in düsterer Urne für die Ewigkeit schlummern möge!

Die einfache Wahrheit des Wortes einer Frau aus dem Volke, das ich einmal im Vorübergehen aufschnappte, dünkt mir für alle Lebenslagen köstlich und beherzigenswert: wer noch zwei Beine zum Gehen hat, soll über nichts klagen! Darin scheint mir mehr wahre Lebensweisheit zu stecken als in ganzen Bänden weltweise klügelnder Bauchredner und Menschheitquackfalber.

Klügeln, Grübeln und sich den Kopf unnötig zerbrechen, sind die fruchtlosesten Beschäftigungen. Arbeiten und tätig sein — oder genießerisch sich ausstrecken, ist alles! Gottlob, daß die Zeiten aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts dahin sind, wo man der Philosophie solchen Wert beimaß, daß man sogar Privatstunden darin nahm! — Die schönste, wahrste, tiefste Weltweisheit liegt im köstlichen Wort des Arabers: Suche den Schatten und tue nichts! . . .

Da ich keinen „bürgerlichen Beruf“ bekleidete, wollte man mich unzählige Male — sogar als Verrechner eines weiblichen Wohltätigkeitsvereines — benutzen oder ausnützen; ich lehnte jedoch ab, da ich gerade Füllsel genug hatte, mein eigenes Leben auszufüllen und stets beklagte, daß der Tag nicht hundert Stunden habe. Das Menschenleben mit all seinen farbigen, schimmernden Erscheinungen schien mir tagtäglich unsagbar fesselnd und ich hatte die glückliche Gabe, es jeden Augenblick mit dem Auge des Bildners zu betrachten, so daß mir auch der unscheinbarste, kleinste Gang durch Straßen und Gassen eine Fülle reichen, unerschöpflichen, künstlerischen Genusses bot und bietet. —

Da die Menschheit alles in ein Fach stecken und in Schubladen abgrenzen muß, fand ich sie geteilt in die zwei Lager der „Lebensverneiner“ und der „Lebensbejaher“. Das Dasein in ewigen, weltchmerzlichen Schwarzseherklagen zu verwimmern, ist töricht; aber ewig zu lachen und nur zu lachen, ist ebenso töricht. Der wahre Lebensergreifer wird die richtige



Mischung von Ernst und Scherz zu finden wissen, sonst wäre bald alles graue Langeweile. Wäre Goethes Wort wirklich wörtlich zu nehmen, daß er in seinem langen Leben keine vier Wochen glücklich gewesen sei, so wäre er keineswegs der „schlechthin vollkommene“ Lebenskünstler, als den ihn blinde Götzenanbeter verehren.

Völker dämmern herauf und sinken wieder in Dunkel hinab. Ich habe mehrfach in Freundes- und Verwandtenkreisen Familien gründen und nach schweren Leidensjahren wieder aussterben sehen und mich gefragt: Wozu, wozu der Umstand?...

\* \* \*

Glücklich, wer den Glauben an eine „Offenbarung“ hegt; wer darauf lebt und stirbt, ist ahnungsvoll wie das Kind am Weihnachtsabend, das noch ans Christkind glaubt. Glücklich, wer sich täglich das Wort des Apostels Paulus vor die Seele hält — wohl das tiefstinnigste, das jemals aus Menschenmunde quoll —: „Was du säest, das lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor gestorben ist.“

So wollen denn auch wir Sterblichen hoffen, daß sich hinter jener grauen, undurchdringlichen, rätselaufgebenden Wand etwas geheimnisvoll Erhabenes berge, und daß wir nicht bloß einem bewußtlosen Dunkel verfallen, wie es vor unserer Geburt uns schirmend umgab. Auch wir wollen — und mehr können wir nicht mit unserer menschlichen Unzulänglichkeit — wie die geharnischten Wächter von der Zinne spähen, die der Morgenröte sehnstuchvoll entgegenharren!

\* \* \*

Und wieder ist es ein Wintertag, ein erster Dezember, wie damals, als ich vor dreizehn Jahren die Niederschrift dieser Erinnerungsblätter begann. An Johann Peter Hebels ehrwürdigem Schreibtische, der seit 1898 auch der meinige ist, vollendete ich nach Lust und Stimmung die Arbeit. Und wieder braust der Schneesturm um mein Fenster und noch immer schauen meine stillen Freunde: die Bücher, von ihren hohen, mit Reiterhelmen gekrönten Gestellen mir zu.

Beglückt und dankbar ließ ich noch einmal den Strom meines Lebens am sinnenden Auge vorübergleiten und schaute Münster, Burgen und wogende Getreidefelder darinnen gespiegelt. Ohne herzzerzehrenden Ehrgeiz nach einem unerreichbar hohen Sternenziel, ließ ich mir an wenigem



genügen und bin darum, vielleicht nur darum, ein zufriedener, glücklicher Mensch geworden.

Die Worte des altpersischen Dichters und Zeltwipers Dmar Chapâm — in meines seligen Freundes Bodensiedt Übertragung — will ich mit goldenen Buchstaben in das Herz eingegraben sein lassen:

„Wer in dieser Welt nur ein halbes Brot hat,  
Und ein ruhiges Nest bis zu seinem Tod hat,  
Wer keinem zu gehorchen, noch zu befehlen braucht,  
Der sei froh, da er weder Sorge noch Not hat.